

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 3 (1927-1928)
Heft: 10

Artikel: Seht wir Wilden : Erlebnisse eines Postenchef im Kongofreistaat
Autor: Studer, Emanuel
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1065546>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

SEHT WIR WILDEN ---

Erlebnisse als Postenchef im Kongofreistaat. Von Emanuel Studer

Ein junger Berner lässt sich aus Abenteuerlust von der belgischen Kongogesellschaft anwerben, und nach einer langen und beschwerlichen Reise durch den Urwald sieht er sich sozusagen über Nacht als unumschränkter Herrscher einer kantonsgrossen Gegend. Er ist Militär und Zivil, Offizier, Arzt, Arbeitsaufseher, Polizeibeamter, Baumeister, Pflanze, Kaufmann und Friedensrichter. Während seines Aufenthaltes dezimieren Leoparden in schreckenerregender Weise die Gegend. Bald muss der neue Postenchef aber die merkwürdige Entdeckung machen, dass viele der Morde nicht von Leoparden, sondern von Leoparden-Menschen stammten. Diese Kannibalen bringen ihren Opfern genau die Krallenspuren ihres Tieres und dessen Biss bei, nur um sich unter dem Deckmantel des Leoparden ungestraft Menschenfleisch zu verschaffen. Die Täter herauszufinden, war beinahe ein Ding der Unmöglichkeit. Fortsetzung:

Die Schwarzen hätten wohl etwa einen den andern verraten, wenn es sich um Gummivergehen gehandelt hätte, nie aber in Fällen von Kannibalismus.

Da hielten sie alle geschlossen gegen den Weissen. Bei der nächsten Gelegenheit, als wieder ein « Leopard » einen Neger überfallen hatte, gestattete ich nicht, dass man den Leichnam in den Posten bringe.

Da jeder erwachsene Neger abgabepflichtig war und genau Buch darüber geführt wurde, musste jeder Todesfall im Posten gemeldet werden. Da es natürlich bequem gewesen wäre, sich tot melden zu lassen, um dann im stillen Urwald ruhig und abgabefrei zu leben, musste der Weisse genauen Bescheid wissen über die nähern Umstände. Wie ich anfänglich im Posten war, brachte mir mal ein Häuptling als Beweis, dass der betreffende Mann wirklich tot sei, einen von der Leiche abgeschnittenen Finger. Da mir diese Leichenverstümmelung menschenunwürdig schien, zog ich es vor, selbst Leichenschau zu halten und in gewissen verdächtigen Fällen die Beerdigung im Posten selbst, auf dem Friedhof für Schwarze, vorzunehmen.

Im obigen Falle gab ich mich also scheinbar mit der blossen Meldung zufrieden. Abends aber zog ich mit zehn zuverlässigen Soldaten in den Wald und

überwachte diese Soldaten selbst noch aufs strengste, damit sie nicht eventuell durch nachgeahmte Tierlaute unser Herannahen zu erkennen geben könnten, und umzingelte eine in den Pflanzungen des Dorfes mir verdächtig scheinende Stelle. Ich fand in den Kochtöpfen unzweifelhafte Spuren, dass der Verstorbene den Weg alles Fleisches gegangen sei, d. h. alles Fleisches nach Kannibalenbrauch. Der Magen, nicht die Erde, sei dir leicht. Und dies geschah in einer Entfernung von nur einer halben Stunde von meinem Posten. Wie sollte man da in seiner ganzen, kantonsgrossen Entfernung Bescheid wissen?

Sämtliche Häuptlinge kamen für die gefangenen Uebeltäter bitten, indem sie beifügten, ich möchte doch über dieses kleine Vergehen ein Auge zudrücken, es sei ja kein Verbrechen wider den Staat, sondern gewissermassen nur so eine Geschmackssache, nicht einmal eine Geschmacksverirrung. Eher könnte bei den Weissen von Geschmacksverirrung die Rede sein. Ich konnte da natürlich diesen Bitten keine Folge leisten, und die Sache nahm ihren rechtlichen Gang.

Wie der Dampfer «Ville de Bruxelles» (Stadt Brüssel) bei Ukatarakta Schiffbruch gelitten hatte, es war Anno 1908, sind da schiffbrüchige Weisse von Negeren getötet und aufgefressen worden. Ich war gerade vom Lazarett aus einer Meldung wegen im Gerichtsgebäude von Nouvelle-Anvers, als diese Uebeltäter herangeführt wurden. Der Richter, der die Untersuchung der Angelegenheit führte, rief mich herbei und fragte mich, welchen Eindruck diese Gefangenen auf mich machten. Ich wusste noch nicht, wessen sie angeschuldigt waren, und

musste ihm antworten, sie machten auf mich einen harmlosen, vertrauenerweckenden Eindruck, da ja auf ihren zufriedenen Gesichtern zu lesen sei, dass sie sich keiner Schuld bewusst seien. Ich erwähne dies nur, um zu zeigen, wie wenig weit in dieser Beziehung trotz strenger Gesetze der zivilisatorische Gedanke in die Neger eingedrungen war. Nicht nur waren sie noch nicht so weit kultiviert, dass sie das Gewissen vom Begehen der Tat abhielt, sondern sie waren sich noch ausserdem gar keines Fehlers bewusst und wurden von ihren Mitnegern auch nicht als Verbrecher, sondern nur einfach als Pechvögel angesehen, oder als Dummköpfe. Die Moral von der Geschichte: Lass dich nicht erwischen!

Das Verbot der Weissen, Menschenfleisch zu geniessen, machte auf sie nicht mehr Eindruck, als wenn uns von Staates wegen verboten würde, Butter auf unser Brot zu streichen. Sie fühlen sich nicht mehr schuldig als der Berner Bauer, der trotz des Monopols doch noch im geheimen Kartoffeln brennt und sein Gläslein «Härdöpfler» trinkt.

Der Kongofreistaat hatte wohl sehr strenge Gesetze herausgegeben betreffend Kannibalismus, und sie wurden auch streng gehandhabt. Er hätte aber den Missionen weit mehr entgegenkommen und sie etwas mehr finanziell unterstützen sollen, damit sie in ausgedehnter Weise das Gedanken- und Gefühlswesen der Neger hätten auf eine höhere Stufe bringen können. Der Kongofreistaat war mehr nur eine Firma als ein Staatswesen. Für ihn gab es nur den alleinigen Gott Gummi, dessen höchster Prophet Elfenbein war, und Jehova nur ein kleiner Engel.

Sind Leoparden gefährlich?

Doch nun einiges über den wirklichen Leoparden. Wenn auch dem Leoparden vieles zu Unrecht in die Schuhe geschoben wurde, darf man doch nicht glauben, dass er ein reines, unschuldiges und fleckenloses Tierchen sei. Im allgemeinen geht zwar der Leopard nur auf Tierjagd und nährt sich nur von Tierblut und Tierfleisch. Oft fanden wir hinter dem Posten Ueberreste von Antilopen, die vom Leoparden getötet und angefressen worden waren.

Hinter meinem Gemüsegarten führte ein Weg zu den Gummipflanzungen und weiterhin zur Quelle, die dem Posten das nötige Trinkwasser lieferte. Fast parallel, doch etwas abgeschrägt, führte ein anderer Weg zum Dorfe des Häuptlings Gumani, so dass zwischen diesen beiden Wegen ein Dreieck von Urwald bestehen blieb. Wie ich mich eines Abends nach dem Dorfe Gumani begab, hörte ich wenige Meter vom Wege das Schnurren und behagliche Knurren eines schmausenden Leoparden, wie wenn hier eine grosse Katze friedlich und zufrieden daläge.

Trifft nun ein ausgehungertes Leopard, der auf seiner Tierjagd keinen Erfolg gehabt hat, einen wehrlosen Menschen, z. B. ein Kind an, so überfällt er es fast notgedrungen. Hat er aber einmal Menschenfleisch und Menschenblut gekostet, so bleibt er Kannibale und zieht wie der Menschenfresser diese Kost aller andern vor und wird für die ganze Gegend gefährlich. Er wird dann immer unternehmender und greift dann auch erwachsene Menschen an und wagt sich in die Dörfer und sogar in die Posten. Menschenblut muss eine ähnliche Wirkung haben wie der Hafer auf die Pferde.

Zuerst durchbeisst das Raubtier die Halsadern, saugt das Blut heraus, kratzt die ihm unheimlichen Augen seines Opfers heraus und spielt dann mit dem Unglücklichen Fangen, wie die Katze mit der Maus. In Monveda hatte ich Gelegenheit, einen gefangenen Leoparden zu beobachten, dem man Hühner vorwarf und der in dieser schreckenerregenden Weise mit den armen Tieren spielte.

Ist sein Opfer tot, so verlässt es der Leopard, um nach ungefähr einer Stunde zurückzukommen und es aufzuzehren. Wenn man durch einen günstigen Zufall vom ersten Akt unterrichtet ist, kann man, indem

man in ganz unauffälliger Weise bei der Leiche wacht, den Leoparden zu Fall bringen.

Eines schönen Tages hatten wir so mitten im Urwald gewacht; der Leopard kam aber nicht. Dyuma bemerkte mir, dass jedenfalls mein weisser Tropenhelm und meine Kleidung uns dem Leoparden verrate und ihn fernhalte, und ersuchte mich, in den Posten zurückzukehren. Da die Zahl der wachhaltenden schwarzen Jäger gering war, ging ich allein mit meinem Gewehr auf dem Urwaldfusspfad zum Posten zurück. Plötzlich bemerkte ich etwa 50 Meter vor mir einen Elefanten mit gewaltigen Stosszähnen, der mir den Weg sperrte. Ihn allein anzuschliessen, durfte ich nicht wagen, da es oft vorkam, dass der erste Schuss richtig losging, den Elefanten aber nur verletzte und zum Angriff reizte, während dem der zweite Schuss dann einfach versagte. Mit Einzelladergewehr war denn dies doch zu gefährlich.

Der Elefant beguckte mich mit seinen kleinen, klugen Aeuglein wohl neugierig, aber nicht feindselig. Wie er für mich, war ich für ihn eine interessante, unerwartete Erscheinung. Nachdem er mich genug beguckt hatte, kehrte er mir einfach in unehrerbietiger Weise den Teil seines Rückens zu, den Götze von Berlichingen genauer bezeichnet hat, und verschwand langsam im Urwald, sich mit seinen beiden beweglichen Stosszähnen den Weg bahndend.

Drei bewaffnete Wilde, die ich nachher antraf, gaben mir sicheres Geleite bis zum Posten. Wir hatten keinen Rassenhass und konnten gegenseitig ineinander Vertrauen haben.

Die zurückkehrenden Jäger erzählten mir dann, sie hätten hinter mir her die Spuren des Leoparden gefunden. Erst das unerwartete Erscheinen des grossen Gegners des Leoparden, des Elefanten, und dann das Eintreffen der drei Wilden hatten mir also das Leben gerettet.

Kurz vor dem Posten durchquert ein Wildschwein meinen Weg. Ich schlage an, verfehle aber so gut mit meinem Albinigewehr, dass wir beide friedlich unseres Weges weiterziehen können.

Mein erster Elefant

Viel kann ich euch da leider nicht berichten, da man nicht so leicht zum Jagen kommt. Es fehlt einem dazu oft die Zeit

und die Gelegenheit. Gewöhnlich wenn man in den Urwald geht, ist es in Karawane mit zahlreichen Trägern und Soldaten, und dieser ganze Apparat verscheucht das Wild. Allein darf man den Posten nicht verlassen, da die Schildwache strengen Befehl hat, den Weissen auf Schritt und Tritt zu begleiten.

Auch hatten wir, wie gesagt, sehr schlechte Einzelladergewehre. Ein guter Schütze, wer auf hundert Meter Distanz den Schuss in eine tennstorgrosse Scheibe zwingen konnte.

Dyuma war ein flotter Jäger. Oft kam er aber am Samstagabend zu mir, um zu erfahren, ob ich etwa für Sonntag ein Scheibenschiessen zu veranstalten gedenke. Im bejahenden Fall fragte er mich um Erlaubnis, statt dessen auf die Jagd ziehen zu können. Am frühesten Morgen zog er dann ab und kehrte so gegen Mittag mit der Meldung zurück, er habe einen Elefanten erlegt. Als Beweisstück brachte er mir ein Stückchen vom Schwanz des Elefanten mit. Die Haare des Schwanzes galten als kraftspendendes Amulett und wurden wie ein Armband getragen.

Wie konnte dieser schlechte Schütze ein der Tierwelt gefährlicher Nimrod sein? Ganz einfach zufolge seiner unheimlichen Gemütsruhe. Als richtiger Beobachter und Kenner der Tierwelt kannte er dieselbe genau, ahmte ihren Schrei oder den der sie begleitenden Tiere nach und konnte sie so ganz nahe beschleichen, bis er seines Schusses gewiss war. Dies war also der Grund, warum der schlechte Schütze, aber feine Tierkenner, doch ein ausgezeichnete Jäger war. Ich selbst bin nur dreimal zum Schuss auf Elefanten gekommen. Wir begaben uns nach den zwei ganz am Ende meiner Gegend gelegenen Mogwandidörfern. Nach zwei Dritteln unseres Weges hatten wir einen stundenlangen Sumpf zu durchqueren, der aber glücklicherweise überbrückt war. Wie wir diese Brücke betreten, ertönt plötzlich der Ruf: «N'Dschoko!» ein Elefant. Richtig hatte ein Prachtsexemplar dieser Tiergattung es auch für praktischer erachtet, den Sumpf auf gebahntem Wege zu durchqueren. Nachdem er durch die Zivilisation durch diese Brücke über den Sumpf erhoben worden war, sollte er durch dieselbe Zivilisation wieder ganz in den Sumpf kommen, und zwar durch das Schiesspulver. Dyuma verfügt sofort mit meiner Einwilligung äusserst praktisch, in-

dem er anempfiehlt, dem Elefanten in die Knie zu schiessen, damit ihn dies zuerst zu Fall bringe. Wir folgen ihm und bald sinkt der Elefant in die Knie und fällt dann von der Brücke hinunter in den Sumpf, wo ihn Schüsse in die Augengegend und hinter die Ohren zur Strecke bringen. Die schwarzen Schmeichler stimmen auch sofort mein Loblied als eines grossen Elefantentöters an, trotzdem mir wenig von diesem Lobe gehört. Ich bin auch den grossen Jagdberichten gegenüber sehr kritisch gestimmt.

Ein gewaltiger Fleischberg, den meine Schwarzen mit Aexten und Haumessern in Angriff nehmen. Es beschleicht mich ein zufriedenes väterliches Gefühl im Gedanken, dass die Neger für lange Zeit mit kräftiger Nahrung versehen sind.

Die beiden Stosszähne sind jeder ein Hundertpfünder, und für den Staat bedeutet es einen Reingewinn von rund tausend Franken. Der Postenchef darf dafür für hundert Franken Waren ausbuchen, die er dann wieder für den Staat verwenden darf. Also überall Nutzen für den Staat.

Sofort entsende ich Bescheid in meinen Posten und in die Dörfer und alles strömt herbei, holt sich mit Tragreifen Fleisch und preist «Mandeffu» (Bart), den grossen Elefantenjäger. O Postenchef, kleiner Sklave von dem grossen Bula-Matari, wappne dich mit Bescheidenheit und kämpfe gegen den Grössenwahn!

Hinter dem Sumpfe wird Halt gemacht und die Reise zuerst unterbrochen. Bald sind Feuer angezündet, und es wird von Schwarzen gekocht und geschlemmt. Der Rüssel galt bei den Weissen als besonders gut; auch ich versuchte, fand aber ein Stück Filet besser. Elefantenfleisch schmeckt so ungefähr wie Pferdefleisch und wird von den Weissen gegessen, wenn sie gerade nichts anderes haben.

Ein anderes Mal kam einer meiner Jäger mit einer Elefantensiegestrophäe und meldet mir, der Elefant liege eine Viertelstunde vom Posten. Natürlich benutze ich diese schöne Gelegenheit und begeben mich mit Dyuma auch dahin. Bei unserm Herannahen durchbebt das gefallene Tier eine letzte Lebensenergie. Es kann noch einmal aufstehen, und wir müssen es zur Strecke bringen. Leider war es noch ein junges Exemplar. Sonst sind im allgemeinen diejenigen Elefanten, die sich nicht einer

Herde angeschlossen haben, vollgewachsene Tiere, die den Kampf ums Dasein allein aufnehmen können. Dies war eine mir noch jetzt unerklärliche Ausnahme.

Helle, wunderbare Tropennacht. Ich liege schon im Schlafe. Da weckt mich eine Schildwache mit der Meldung, eine Elefantenherde sei in die Reispflanzungen beim Posten eingedrungen. Auf, mir nach, marsch! Wir schiessen, und schaurig tönt das Trompeten der armen Tiere, deren drei zu Fall kommen.

Dies sind meine sämtlichen drei Jagdheldentaten.

Nicht so einfach war die Art des Jagens der Eingeborenen. Der Elefantenjäger musste sich durch langes Einsiedlerleben auf die Jagd vorbereiten. Dann baute er eine Art von Galgen mit einem hängenden, beschwerten Querbalken, an dem eine scharfe Lanze befestigt war. Ein Köder lockt den Elefanten herbei, und durch eine sinnreiche Vorrichtung verursacht, fällt ihm der Balken mit der Lanze ins Genick und bleibt da hängen. Der herbeigeeilte Jäger gibt dem Tiere den Garaus.

Für Jagden auf kleinere Tiere geht das ganze Dorf geeint vor. Sie gebrauchen dazu lange, starke Netze, unsern Fischnetzen gleichend. Nachdem ein Dorfbewohner das Wild ausfindig gemacht, umspannen sie mit ihren Netzen ein immenses Viereck. Mit Lärmen wird das Wild aufgejagt und verfangt sich in den Netzen genügend lange, dass es die Wächter, die längs den Netzen aufgestellt sind, mit ihren Lanzen fällen können.

Für die Verteilung dieses Fleisches gibt es bestimmte Gesetze und Gebräuche, die ich leider nicht mehr genau aufzeichnen könnte. Sie konnten so eine ergiebige Jagdbeute erlangen. Die freistaatliche Steuerschraube liess ihnen aber nicht oft Zeit zu solchem Jagen.

Der berndeutsche Fluch im Urwald

Eines Tages, es war noch im Anfang meiner Tätigkeit als Postenchef, bekam ich einen gesalzenen Brief aus der Nachbar- gegend, der mir meldete, es existiere am äussersten Ende meiner Mogwandigegend ein Zufluchtsort für Neger, die sich dem Staate nicht unterwerfen wollten. Er drohte mir, selbst vorzugehen, und das auf meine Verantwortung hin, falls ich nicht energische Massnahmen treffe.

Mein Nachbar war im Glauben gewesen, der Posten sei noch unter dem Befehl meines Vorgängers, der flüchtlings abgezogen war. Da ich dies sofort aus der ganzen Abfassung des Briefes herauslas, schrieb ich auf einen gleichen Fetzen Papier in gleichem Stile und legte darin klar, dass es mir nicht möglich gewesen war, in diesen wenigen Wochen die ganze mir unterstellte Gegend genau kennenzulernen.

Mein Nachbar war zwar sehr energisch, fand aber dann doch unter den obwaltenden Umständen es für das beste, mich persönlich aufzusuchen, um die Angelegenheit mündlich zu erledigen und dem Neuling mit Rat und Tat zur Seite zu stehen. Durch einen Eilboten von seinem Herannahen benachrichtigt, schickte ich ihm frische Träger entgegen. Er hatte einen stundenlangen Sumpf zu durchqueren. Da muss sich der Weisse tragen lassen, und es ist gefährlich, sich mit ermüdeten und schlechtgenährten Trägern unnötigerweise im Sumpf aufzuhalten und sich eine Malaria zu holen.

Angenehm überrascht, stieg er in meine Hängematte ein. Da strauchelte ein Neger, ohne umzufallen, und wagte seinem Unmut durch ein kräftiges «Tonnerwetter» Luft zu machen.

Mein Kollege, der auch ein Deutschschweizer war, wagte erst seinen Ohren nicht zu trauen und glaubte an eine Halluzination. Ein zweites, deutlich gehörtes «Tonnerwätter» aber brachte ihn bald zur Besinnung. Er liess anhalten und erkundigte sich, wo sie das gelernt hätten. Da vernahm er, dass sein Postenchef aus einem Dorfe von Mputu (Europa oder jenseits des grossen Wassers) stamme, wo man einem Unmut nicht wie bei den andern Weissen, er meinte damit die Belgier, durch ein «Godverdoeme», sondern eben durch ein «Tonnerwätter» Luft mache.

Gar leicht erkannte er in diesem Worte die deutsche Schweiz und in seinem noch ungesehenen, unbekannten Kollegen den Landsmann. Er erzählte mir dann, dass ihm diese zwar nicht gerade feinen, aber halt doch heimatlichen Laute wie die feinste Musik lieb ans Ohr gedrungen seien.

Weihnachten im Urwald

Eiligst wollte er mich erreichen, musste aber im nächsten Dorf anhalten, da er starkes Gallenfieber bekam. In Ermangelung eines Bleistiftes schrieb er mit dem Blei

einer Patrone einige Worte auf ein Stückchen Papier und setzte mich von diesem Vorfall in Kenntnis, indem er mir angab, welche unbedingt notwendigen Medikamente ich mitbringen sollte. Schleunigst brachte ich ihm das Gewünschte, und nicht so sehr die Medikamente als der Gedankenaustausch in der heimatlichen Sprache stellten ihn wieder soweit her, dass wir weiterreisen konnten und in später Nacht den Posten erreichten.

Am folgenden Tage war Weihnachten. Wir waren aber trotzdem gezwungen, « Gummi-Ernte » abzuhalten, da, wie schon bemerkt, den Eingeborenen die Zeit kolossal beschnitten war und wir sie deshalb keinen Tag konnten verlieren lassen.

Erst Tonnen Gummi dem Staat,
Bevor man Frieden auf Erden hat.

Am Weihnachtsmorgen aber stand ich infolge meiner nächtlichen Reise mit Fieber auf, während mein Landsmann wieder soweit hergestellt war, dass er mir an die Hand gehen konnte. Währenddem er von einem Dorfe die Ablieferungen entgegennahm, lag ich in meinem Bett, um ihn dann wieder abzulösen, und so wechselten wir ab, bis die Arbeit und dank des Chinins auch das Fieber beendet war.

Endlich konnten wir nun etwas Weihnachten feiern.

Friede auf Erden !

Ein reichliches, gemütliches Mahl mit einigen guten Tropfen liess uns unsere Einsamkeit vergessen, und Schweizerdeutsch und Schweizergesänge zauberten uns die Heimat herbei.

« Doch wie kehrte bald es sich in Freud',
Wenn ich einen deiner Söhne sah ! »

Im Ausland lernt man seine Heimat erst so recht schätzen. Ist nicht vielleicht der Umstand, dass während des Krieges unsere junge Generation nicht ins Ausland gehen konnte, auch viel am Abflauen des Patriotismus und überhaupt des Idealismus mit schuld ?

Leider hatten wir nichts zu rauchen. Da kam mein Kamerad schliesslich auf den unglücklichen Gedanken, wir könnten in Ermangelung von etwas Besserem eine Pfeife schwarzen Tee rauchen. Gesagt, getan ! Die ersten Züge schmeckten uns zu süsslich und zu mild, wie wir aber zu qualmen anfangen, bemerkten wir, dass uns dieser Tabakersatz so in den Kopf stieg, dass wir unsere Pfeifen weglegen mussten. Einer-

Ihre Gründlichkeit ehrt Sie, liebe Hausfrau!

Natürlich könnten Sie sich ein gut Teil der Plackerei am Wäschetag ersparen — wenn Sie es mit der Gründlichkeit ein bisschen weniger genau nehmen würden und hie und da ein Auge zudrückten.

Selbstverständlich lassen Sie sich als Schweizerin, für die saubere Wäsche eine Ehrensache ist, auf solche „Vereinfachung“ nicht ein.

Mit Recht.

Doch gibt es auch einen täuschenden Schein der Sauberkeit, den die Wäsche dann besitzt, wenn sie gebleicht worden ist. Dieser blosser Schein muss Ihnen nicht weniger zuwider sein als die erwähnte „vereinfachte“ Methode. Sie entgehen ihm durch Verwendung eines Waschmittels, dem Bleichsubstanzen völlig fehlen, dessen reinigende Wirkung also hinreichen muss, um Sauberkeit aus sich heraus zu schaffen. Dieses Waschmittel ist VIGOR.

Seifenfabrik Sunlight A.-G.

Meine Kalesche

In der guten alten Zeit hat es Reisewagen gegeben, die sozusagen quer gebaut waren: der undurchbrochene Fond auf der einen Längsseite, gegenüber die andere Längsseite mit einem prächtigen Fenster und Aussichtsfront. Die Fahrt um den Genfersee war damals eine beliebte Tour, und so mietete denn einst ein Engländer (warum soll es nicht ein Engländer gewesen sein?) ein derartiges Vehikel und fuhr um den See. Leider in der verkehrten Richtung, mit dem Gesicht gegen die Bergseite. Nach fünf Stunden endlich fragte er den Schwager: „Uo ist denn das See?“

Die schönste Landschaft nützt also nichts, man muss zum richtigen Fenster hinaussehen, man muss in der rechten Richtung fahren. Da ist nun das Kunstwesen von heute eine ganz vertrackte Sache: man kann es so und kann es so ansehen. Was dem einen gefällt, wird von dem andern als altmodisch erklärt, und was den dritten abstösst, ist dem vierten das Evangelium. Man kennt sich nicht mehr aus. Und dabei ist das Kunstleben so bewegt wie noch nie, nähert und verbindet sich dem Leben so eng wie seit Jahrzehnten nicht mehr. Es wäre schon etwas zu sehen, zu erleben.

Vielleicht ist die Landschaft schon recht, vielleicht schauen unsere Beobachter nur zum falschen Fenster hinaus?

Möglich.

Versuchen Sie es mal mit meiner Kalesche — Es ist die Monatsschrift „DAS WERK“, sie kostet am Kiosk Fr. 2.40, im Jahresabonnement Fr. 24.—.

Und es würde mich denn schon sehr wundern, wenn Sie daraufhin nach einem Jahre fragen würden: „Uo ist denn das See?“

B.

seits Ueberfluss, anderseits aber immer ein kleiner Mangel.

Nach drei Monaten erfuhr ich leider, dass mein Freund einer Leberkrankheit erlegen sei. Auch einer von den vielen!

Greuelthaten

Der alte Faktoreileiter, der zu Zeiten wie der Posten noch der Handelsgesellschaft gehörte, hat sich anerkannterweise wilder als der wildeste Wilde benommen.

Trotzdem will ich, wenn es auch schwer hält, ja fast unmöglich zu sein scheint, in objektiver, ursächlicher Weise an ihn herantreten. Wie schon bemerkt, muss man nicht das einzelne Individuum, sondern das ganze System ins Auge fassen und be- und verurteilen.

Die Handelsgesellschaften gewährten den Faktoreileitern auf von ihnen geerntetem Gummi und Elfenbein eine prozentualische Provision und feuerten sie so zu einer Riesenproduktion an. Den an und für sich bedürfnislosen Neger konnten aber die Waren der Faktorei nicht genügend zur Produktion anreizen, und es wurde aus Gewinnsucht zu Gewaltmitteln gegriffen. Die einfachsten waren Peitsche und Gefängnis mit Zwangsarbeit. Diese Verfahren waren gar nicht reglementsgemäss, und der Faktoreileiter fühlte, dass er im Fehler sei. Da er nun schon einmal im Fehler war, kam es auf etwas mehr oder weniger Vergehen nicht mehr an. Einen geladenen Revolver trug er ja immer auf sich, und wie leicht hatte er ihn nicht so zur Hand!

Der Gewinn häufte sich immer mehr, Gelegenheit zum Ausgeben war nicht da, weil man nur im Unterkongo sein Geld loswerden konnte, und die Habsucht wurde immer grösser und krankhafter.

Die Staatsbeamten, die als Verteidiger der Neger hätten über die Faktoreileiter wachen sollen, waren bedeutend schlechter bezahlt als diese, sogar die Offiziere. kamen sie zur Inspektion in einen Posten, waren sie durch die Verhältnisse gezwungen, mit dem Faktoreileiter unter einem Dache zu wohnen und an einem Tische zu essen.

Der Faktoreileiter besass mehr, als das Herz begehrte. Er hatte die feinsten Liköre, Weine und Delikatessen und überdies noch Geld in Hülle und Fülle.

Die inspizierenden Beamten wurden wie

Fürsten empfangen. Nachdem sie durch verschiedene « Apéritifs », Likör-Frühschoppen, in gehobene Stimmung versetzt worden waren, fanden sie unter ihrem Suppenteller einen blauen Lappen. Der Faktoreileiter war ja gedeckt. Es war zwar ein direkter Bestechungsversuch. Steckte der Inspizierende den blauen Lappen ein, war er verkauft; reklamierte er dagegen, schob einfach der andere den Fehler auf seinen schwarzen Boy.

Das dann noch mit feurigem Wein begossene Mahl brachte den Beamten in eine so selige Stimmung, dass er sogar so weit ging, seine Soldaten dem Faktoreileiter zur Verfügung zu stellen, um säumige Dörfer durch eine polizeiliche Besetzung, wo er seinen schwarzen Soldaten freie Hand liess, anzufeuern.

Die beiden Weissen waren zusammen in ein faustisch-mephistisches Verhältnis getreten, und kam der Staatsbeamte wieder zu sich und entsetzte sich über die vielen Greueltaten seines Kameraden, wusste ihn derselbe zum Schweigen zu bringen. Dörfer, die zu weit vom Posten und dessen Zwangseinfluss entfernt waren, wurden durch Feuer obdachlos gemacht und zur Ansiedelung in der Nähe des Postens gezwungen.

Das üppige Leben brachte diese Zivilisationshelden, denen, da sie aus allen möglichen Klassen rekrutiert waren, oft die nötige Bildung abging, und dazu das fiebererregende Klima in eine immer grössere Nervenüberreiztheit. Es wird wohl dies der berüchtigte « Tropenkoller » sein. Sich durch Lektüre wieder etwas höher zu bringen, dazu hatten sie oft weder Gelegenheit noch Lust. Bibliotheken gab es keine, und ein gut geschriebenes Buch wäre für sie ja ein steter Vorwurf gewesen, und sie zogen es deshalb vor, sich durch alle möglichen Exzesse zu betäuben.

Sie hassten die Schwarzen, da ihnen ja ihre Gegenwart ein steter Vorwurf war. Vereidigte Gerichtsbeamte konnten nur nach wochenlangen Reisen erreicht werden. Anstatt einmal pro Monat drei Kilo frischen Gummi zu fordern, verlangten sie zweimal pro Monat, ja hin und wieder dreimal fünf Kilo. Allerdings musste damals der Gummi noch nicht so weit hergeholt werden. Ein anderes Interesse, als sich möglichst viel Gummi einzubringen, hatten sie nicht mehr. Ob hinter ihrem Fusse noch Gras wachse oder nicht, war ihnen gleich.

STIFTUNG LUCERNA

II. Sommerkurs für PSYCHOLOGIE

von Montag, den 30. Juli bis Freitag, den
3. August 1928

IN LUZERN

REFERENTEN und THEMATA der Vortragsserien:

Prof. Dr. H. W. MAIER, Dir. der Züricher Psychiatrischen Universitätsklinik und Kinderstation Stephansburg: Die psychischen Störungen im Kindesalter

Dr. J. PIAGET, Professeur à l'Université de Neuchâtel et à l'Institut J. J. Rousseau de Genève: La règle morale chez l'enfant

Dr. H. HEGG, Erziehungsberater am Schul- arztamt der Stadt Bern: Umwelt und Charakter in Kindheit und Jugend

Dr. E. PROBST, Leiter der Erziehungsbe- ratungsstelle Basel: Über Methoden der Begabungs- und Eignungsprüfung

Die Vorträge finden im **Rathause am Kornmarkt** jeweils vormittags 9—12 und nachmittags 3—4 Uhr statt. Nach 4 Uhr Diskussionen

Für **Unterkunft und Verköstigung** sorgen die Kursteilnehmer im allgemeinen selbst; das **Offizielle Verkehrsbureau** in Luzern gibt hierüber bereitwillig Auskunft. Teilnehmer, welche auf **Freiquartiere** oder auf Reiseentschädigung reflektieren, wenden sich unter Angabe ihrer Qualifikation schriftlich an die „**Stiftungsverwaltung der Lucerna (E. Sidler & Co.) Hertensteinstrasse 58, Luzern**“

Ausführlichere **Programme und Karten für den ganzen Kurs** zu Fr. 15.— oder für einen einzelnen Zyklus zu Fr. 7.— sind ebenda zu beziehen. Im Kursgeld ist eine von den Dozenten verfasste Einführung in die Vorträge inbegriffen. Eine beschränkte Anzahl **Freikarten** stehen bei frühzeitiger Anmeldung zur Verfügung

Der Aktuar (Dr. W. Schohaus, Seminardirektor in Kreuzlingen) gibt allen auf dem Gebiete der Psychologie und Pädagogik praktisch und theoretisch Tätigen gerne **weitere Auskünfte**

Anmeldungen sind bis spätestens **21. Juli** an die Stiftungsverwaltung zu richten

BEHRMANN



Modelle Grieder & Cie.

Das forta-seidene Kleid
 sitzt ausgezeichnet, nicht wahr? Es ist aus Crêpe Forta, und die Schneiderin konnte nicht genug rühmen, wie angenehm sich der Stoff verarbeiten liess. Sieh, wie schön er fällt und wie weich er sich anfühlt!

Forta
 Seidenstoffe

sind das Beste, was es in einer solchen Preislage gibt: reine Seide, nach vervollkommener Methode gewoben und gefärbt, daher an Haltbarkeit und Waschbarkeit unerreicht.

Versuchen Sie es auch einmal mit Forta Seidenstoffen. Sie erhalten sie in den führenden Geschäften. Wer sie einmal kennen gelernt hat, verlangt

forta nur
Forta

Der Name Forta muss auf der Kante des Stückes aufgedruckt sein



Sie töteten sogar das Huhn selbst, das die goldenen Eier legte.

Und damit die Produktion desto rascher vor sich gehe, liessen sie die Eingeborenen ruhig die Bäume und Lianen umhacken.

Die ganze männliche Bevölkerung brachte die meiste Zeit im Wald und im Gefängnis zu, ohne rechte Pflege. Nicht genug, dass diese Zustände die Bevölkerung mehr als dezimierten; die Schreckensherrschaft brachte manchen Unglücklichen einfach direkt auf die Seite.

Der letzte Faktoreileiter meines nachmaligen Staatspostens fand es für gut, Neger, die von ihm in naiv zutraulicher Weise Medizin verlangten, gestossenen Höllestein in Wein einzugeben. Bezeichnend ist der Uebername, den die Wilden diesem noch Wildern gegeben hatten, nämlich: «Musungu Mpota», d. h. Herr der Wunden oder Verletzungen.

Sprechen wir nicht von denen, die im Gefängnis verendet sind!

Was hatten ihm die kleinen Negerkinder getan? Selbst diese konnte er als angehende Neger nicht leiden. Er soll von seiner Veranda aus auf in der Palmenallee harmlos spielende Negerkinder geschossen haben. Sie waren für ihn scheint's keine Lebewesen, sondern nur lebende Scheiben.

Die eingeborenen Waldwächter und Ernteaufseher waren bewaffnet und hatten freie Hand und gehörten zu derjenigen schlimmen Kategorie, die durch den Umgang mit Zivilisierten deren Laster kennengelernt hatten und wilder als die wildesten Wilden in der verlassenen Wildnis des Urwaldes die armen Eingeborenen bei der Gummiernte tyrannisierten und zu Tode quälten. Gewöhnlich waren diese Leute, wenn man sie überhaupt noch so nennen darf, aus andern feindlichen Stämmen rekrutiert. Ein so zu unumschränkter Herrschaft gelangter sklavischer Mogwandi liess sich den Gombe gegenüber keine Gelegenheit zur Rache entgehen, und wurde dies dann durch einen Gombeaufseher den Mogwandi heimgezahlt.

Der nur der Hautfarbe nach weisse Faktoreileiter wurde erst noch, nachdem seine dreijährige Tätigkeit zu Ende war, von der Handelsgesellschaft durch reiche Prämien dazu verlockt, seinen Kontrakt um ein Jahr zu verlängern, und erst nach Ablauf dieser Zeit zur Rechenschaft gezogen.

Seine weissen Kollegen hatten sich nicht veranlasst gefühlt, ihn anzuzeigen. Eingeborene hatten Mittel und Wege gefunden, einen fern im Kongostrom durchreisenden weissen Gerichtsbeamten dazu zu bewegen, diese Angelegenheit zu untersuchen.

Vieles aber blieb durch den Tod der unglücklichen Dulder oder aus Angst verschwiegen.

Wie ich später beifügen werde, liess mich der Zufall Jahre nachher noch vieles entdecken.

Der Prozess dauerte lange. Viele Zeugen hatten Zeit, inzwischen zu sterben. Trotzdem aber wurde unser weisser Verbrecher doch noch endlich zum Tode verurteilt. Da das belgische Königshaus keine Hinrichtung mehr zulies, sondern seit dem Fall eines unschuldig Bestraften immer von dem Begnadigungsrecht Gebrauch machte, blieb auch er am Leben.

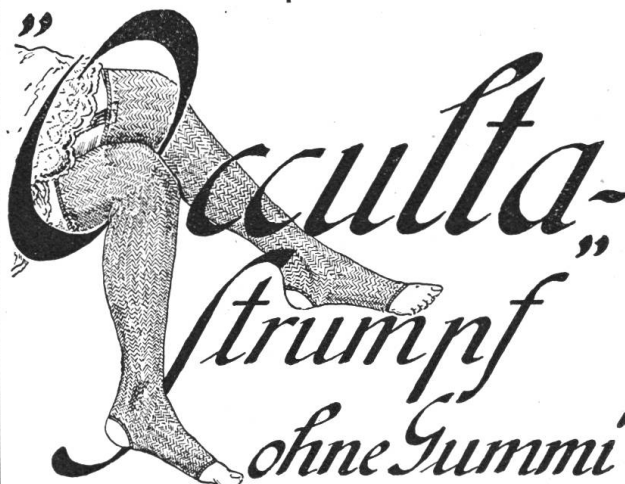
In Boma existierte damals noch kein rechtes Gefängnis für Weisse, und er blieb deshalb während seiner Haft im Hause des Roten Kreuzes, wo ihm auch noch dieselbe spezielle Verpflegung zuteil wurde wie einem weissen Kranken. Er spazierte frei in Boma herum, begleitet von zwei schwarzen Polizisten, die aber ihm, dem Herrn Weissen gegenüber, eher zwei Diener waren.

Nachdem er höchstens vier Jahre in sogenannter Haft gewesen war, wurde er nochmals begnadigt, und da Verurteilungen im Kongofreistaat damals noch keinen Einfluss auf das belgisch-europäische Strafregister hatten, lebte er dann mit seinem schönen Gelde in Europa als geachteter Geschäftsman.

Manches darf ich ja in diesem Bericht der Unmoralität wegen gar nicht anführen. Ich will aber doch noch folgende Tatsache ans Licht bringen: Ich sollte eines schönen Tages einen Hühnerhof konstruieren. Dyuma, mein schwarzer Vorarbeiter, war gerade in geschäftlichen Angelegenheiten vom Posten weg. Wir rammten zugeschnittene und zugespitzte Pfähle als Eckpfeiler in den Boden ein. Da wollte es der Zufall, dass einer dieser Pfähle auf Widerstand stiess und nicht eindrang. Vereinter Anstrengung aber gelang es, dieses Hindernis zu überwinden, und er sank plötzlich in den Boden ein. Dyuma, der gerade in diesem Augenblick zurückkehrte, sagte mir: « Mondelle (Weisser)! Es ist schade, dass du diesen

Für die **Ferien**
und **Wanderungen**
und **Sport**
und **Reisen**

ist als Krampfaderschutz der



der zuträglichste
Kompressionsstrumpf

weil er nicht erhitzt, die Haut nicht schädigt, waschbar ist, gleichmässig elastisch bleibt und sich nicht verzieht

Das seidenweiche Gewebe aus einem besonders präparierten Garn von ausserordentlich grosser Zugkraft und Widerstandsfähigkeit ist nur dem „Occulta“-Strumpf eigen, nicht aber seinen Nachahmungen

Wenn Sie im Zweifel sind, ob Sie einen Gummistrumpf oder einen gummilosen „Occulta“-Strumpf brauchen, dann beraten Sie sich bei uns. Unsere grosse Erfahrung wird stets das Richtige treffen

Ausführliche Prospekte. Abt. 2

Sanitätsgeschäft
Haussmann
Zürich - St. Gallen -
Basel - Davos - Lausanne.

Depositär für Luzern und Umgebung:
Sanitätsgeschäft A. Ausfeld-Bürgi,
Luzern, Pilatusstr. 3, Tel. 2998



Mütter!

Wissen Sie schon?

Dass es für Ihre Kinder kein besseres
Nahrungsmittel gibt als den

Reinen Hafer-Cacao

Marke Weisses Pferd

Senden Sie uns den untenstehenden
Coupon ausgefüllt ein, und Sie erhalten
postwendend eine Gratis-Kostprobe des
beliebten, seit mehr als 30 Jahren sich
bewährten

REINEN HAFER-CACAO
Marke Weisses Pferd

Bon.

Postfach 4055 Chur.

*Senden Sie mir gratis und franko ein
Musterpaket vom REINEN HAFER-
CACAO.*

Name:

Strasse:

Wohnort:

Kanton:

Mit 5 Rp. frankieren. Kuvert **nicht** zukleben.

Platz zum Hühnerhof gewählt hast, ohne mich vorher zu befragen; denn hier unten befindet sich ein Massengrab. Hier unten hat Musungu Mpota manchen unserer schwarzen Brüder einscharren lassen. Wenn die Gummiernte nicht zu seiner Zufriedenheit ausgefallen war, und er war ja nie mit dem Resultat zufrieden, schoss er selbst mit seinem Revolver einige der säumigsten Ablieferer über den Haufen und liess sie hier begraben.»

«Ja, warum habt ihr denn das nicht andern Weissen zur Kenntnis gebracht?» fragte ich.

«Die hielten alle zu ihm, und ausserdem durften wir ja die Gegend unserer Faktorei ohne speziellen Reiseerlaubnisschein nicht verlassen. Diejenigen, die die Sache endlich hatten zur Anzeige bringen können, mussten sich durch den Urwald hindurchschleichen, die Posten und die feindlichen Stämme umgehend.»

Ich schämte mich ordentlich diesen Negern gegenüber, selbst ein Weisser zu sein, und ich wäre fast dazu bewegt worden, mit innerer Genugtuung daran zu glauben, es befände sich meine Seele nur vorübergehend, in der Wanderung begriffen, in einem weissen Leibe.

Wie manches mag da vorgefallen sein, was gar nie bekanntgeworden ist und nie ans Tageslicht kommen wird; denn wäre der Kongofreistaat davon überzeugt gewesen, dass solche Greuelthaten nur ausnahmsweise von einzelnen weissen Scheusalen begangen worden seien, so hätte er sich wirklich nicht dazu herbeigelassen, die Faktoreien der ganzen Mongala zu verstaatlichen und dadurch das ganze System der Handelsgesellschaften zu verurteilen.

Ein Neger, der im Verdacht stand, etwas mehr gesprochen zu haben als erlaubt war, wurde etwas abseits an einen Pfosten gebunden und so, ohne zu essen oder zu trinken zu bekommen, der heissen Tropensonne und den Insekten des Tages ausgesetzt.

Viel schlimmer aber waren noch die Plagen, die die Nacht mit sich brachte. Nacht, hatten die Moskiten und Stechfliegen freies Spiel auf ihn. Dazu kam noch die Kälte; denn die Differenz der Tages- und der Nachttemperatur ist sehr gross. Wer da nicht direkt starb, musste sicherlich an den Folgen sein Leben lassen.

(Schluss folgt)